Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 80 (2000)
Heft: 12-1

Artikel: Gruppendrill und Fremdenhass : Gewalt als Folge der DDR-Erziehung?
Autor: Pfeiffer, Christian / Güntner, Joachim
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-166243

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gruppendrill und Fremdenhass

Gewalt gegen Ausländer als Folge der DDR-Erziehung?

Christian Pfeiffers Versuch, die im Vergleich zu Westdeutschland deutlich erhöhte Zahl der Gewaltdelikte gegen Ausländer in den neuen Bundesländern zu erklären, erregte in diesem Jahr die ostdeutschen Gemüter. Mit Pfeiffer, der Direktor des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsens ist und an der Universität Hannover Jugendstrafrecht, Strafrecht, Strafvollzugsrecht und Kriminologie lehrt, sprach Joachim Güntner.

Joachim Güntner: Die empirischen Befunde sagen: Hinsichtlich der Gewalt gegen Ausländer ist Deutschland ein geteiltes Land.

Christian Pfeiffer: Im Osten ereignen sich pro hunderttausend Bürger vier- bis fünfmal soviel ausländerfeindliche Gewalttaten wie im Westen. Dabei gibt es dort weniger Ausländer. Statistisch heisst das: Aus Sicht der Ausländer ist ihr Risiko, Opfer von Gewalt zu werden, sogar 25mal höher als im Westen.

Als weiteren Unterschied zum Westen nennen Sie, dass im Osten die Delikte primär aus Gruppen heraus begangen werden.

Das Phänomen beobachten wir schon seit Jahren und haben es durch eine grosse Schülerbefragung bestätigt gefunden. Danach übten in Leipzig fünfundfünfzig Prozent der Jugendlichen Gewalt in Gruppengemeinschaft aus. Zum Vergleich: In Stuttgart waren es zwanzig Prozent. Das alte sozialistische Motto *«Gemeinsam sind wir stark, allein bist du schwach»* wirkt offensichtlich stark nach in den Köpfen der jungen Menschen, die einzeln stark verunsichert erscheinen und es sich nicht zutrauen, ein Delikt allein zu begehen. Im Westen dagegen dominieren Einzeltäter.

Ein schöner Buchtitel lautet: «So lügt man mit Statistik». An ihren Daten lässt sich offenbar nicht deuteln.

Es gibt einen weiteren empirischen Befund, der als Hintergrund unerlässlich ist. Befragt man junge Leute, ob sie der These zustimmen, Ausländer sollten alle das Land verlassen, dann haben wir im Gebiet der ehemaligen DDR bei fast jedem fünften jungen Menschen Zustimmung, im Westen nur bei sieben Prozent. Schon unmittelbar nach Öffnung der Grenzen war das so. Aber es betrifft eben nicht nur die Jungen. Kürzlich hat man – erstmalig in einem der neuen Bundesländer – in Sachsen-Anhalt auch Erwachsene vergleichend befragt und bei ihnen eine noch ausgeprägtere ausländerfeindliche Grundstimmung festgestellt. Die Autoren der Studie kamen zu der Einschätzung, dass die jungen Leute, die Ausländer überfallen, sich wie der Vollstrecker eines heimlichen Volkswillens empfinden können. Gäbe es nicht diese grosse Basis – ein Fünftel bis ein Drittel der Erwachsenen –, würden die Jugendlichen auch nicht in diesem Umfang Ausländer zur Zielscheibe ihrer Aggressionen wählen.

Sie sagen damit, dass die Ausländerfeindlichkeit in Ostdeutschland Generationen übergreift. Sie hat eine historische Tiefe. Das führt zu Ihrer zentralen These, die in Ostdeutschland für wütende Proteste gesorgt hat: «Hauptursache ist die autoritäre Erziehung in den Kinderkrippen, Kindergärten und Jugendorganisationen der DDR gewesen.»

Bevor ich diese These bringe, muss man sich mit der üblichen Erklärung beschäftigen. Von Politikern und in den Medien hört man immer: *«Denen im Osten geht es ja auch schlechter. Kein Wunder, dass die gerade auf die Ausländer, die uns ja vom sozialen Kuchen der Republik viel wegnehmen, besonders aversiv reagieren.»* Doch welchen sozialen Status haben denn die Täter? Weniger als zehn Prozent von ihnen sind Arbeitslose; weniger als zehn Prozent leben von Sozialhilfe. Es sind also nicht die Ärmsten der Armen, welche die Ausländer überfallen. Sie wachsen zwar in einem Milieu auf, das von Abstiegsängsten bedroht ist, sind aber nicht die unmittelbar Bedrohten. Neben der sozialen Misere müssen andere Faktoren wirksam sein; welche? So komme ich auf die autoritäre Erziehung. Dass die Spätwirkungen hat, wissen wir schon aus der Autoritarismusforschung seit *Adorno.*

Sie können einen Gewährsmann aus der DDR beibringen, den Hallenser Psychotherapeuten Hans-Joachim Maaz.

Maaz hat es in seinem Buch «Der Gefühlsstau» 1990 klar vorausgesagt: Auf dem Boden dieser die Kinder emotional nicht befriedigenden und individuell zu wenig fördernden Erziehung wird sich Aggressivität gegen Minderheiten, Behinderte, Homosexuelle, Ausländer und andere entwickeln.

Was genau lief da schief?

Berufstätigen Müttern wurden die Kinder sehr früh abgenommen. Nicht zwangsweise. Gab es eine Grossmutter, die sich um die Kleinen kümmerte, auch gut. Hatten Mütter aber solche Hilfe nicht und wollten sie ihre Arbeit behalten, blieb ihnen nur die Krippe. Der Staat regelte durch einen exakten Ablaufplan, wie die Kinder zu behandeln seien, mit Uhrzeiten für die Topfzeit, das Händewaschen, das gemeinsame Essen. Und vor allem hiess es mittags für zwei Stunden: Augen zu und schlafen! Alle machten gleichzeitig dasselbe.

Stuhlgang, Essen, Schlafen folgten nicht der Bedürftigkeit, sondern wurden von Normen reglementiert.

Vor allem kreatives Spielen, nach Phantasie und Laune etwas Eigenes entwickeln, war unter den personellen Rahmenbedingungen dort nur schwer möglich.

Sie formulieren, die Kinder seien «emotional nicht satt» geworden.

Ein Drittel der Kinder war täglich mehr als neun, zehn Stunden lang in diesen Krippen. Manche hatten im Laufe des Monats bis zu sieben Bezugspersonen. Um von der Öffnung früh um sechs bis zur Schliessung abends um sechs zu sichern, dass immer Personal da ist, musste zwangsläufig Schichtarbeit stattfinden. So sind Kinder zu kurz gekommen bei der persönlichen Zuwendung durch eine feste Bezugsperson, bei der sie sich ausweinen, Zuflucht suchen und die sie jederzeit fragen können. Die auch mit Freude wahrnimmt, was sie an Ideen entfalten und entwickeln. Also die typische Mutter-Kind-Beziehung. Es könnte auch die Grossmutter sein oder die Tagesmutter. Jedenfalls jemand, der jeden Tag verlässlich da ist und dem Kind Geborgenheit und tief empfundene Aufmerksamkeit schenkt, ihm das Selbstwertgefühl vermittelt: *«Ich bin wer, weil ich geliebt werde.»* Dieses Grundgefühl leidet, wenn die Bezugsperson ständig wechselt.

Statt individueller Zuwendung herrschte Gruppendrill.

Gruppenzwänge, dem Kind auferlegt gegen seine ursprüngliche, eigene Entwicklungsweise. Das ging bis in den Kunstunterricht hinein. Oft erzähltes Beispiel: Da kommt eine Reisegruppe aus Afrika zu Besuch, und die Kinder werden aufgefordert, Bilder ihrer Heimat für die Gäste zu malen, und ein Kind malt einen Baum blau, wofür es von der Kindergärtnerin in die Ecke gestellt und gemassregelt wird: Der Baum sei grün, und so habe es ihn auch zu malen.

Feindbilderziehung

Auch in Ostdeutschland würde heute wohl niemand bestreiten, dass es in der DDR eine autoritäre Erziehung gegeben hat. Bestritten wird, dass es geschadet habe.

Es gab den geistigen Gleichschritt dann auch in der Schule, es gab überall den Druck zur Anpassung – und es gab ein weiteres: die Erziehung zum Feindbild. Der Militarismus hat in den Kindergärten angefangen. Die Nationale Volksarmee (NVA) kam zu Besuch, man hat gespielt mit NVA-Spielzeug. Es gab die Panzer in jedem Kindergarten, unverwüstliche Holzspielzeuge, und alles, was dazugehört. Und es wurde immer klargemacht, wozu die DDR diese ganze Ausrüstung braucht, nämlich, um denen im Westen Angst zu machen und sich im Kriegsfall auch wehren zu können. In den Anweisungen für Lehrer und Kindergärtner findet man ausdrücklich den Hinweis, dass sie Erziehung zum Feindbild zu betreiben haben. Wachsam zu sein, Hassgefühle heranzubilden gegen den Klassenfeind, war in den Bildungseinrichtungen der DDR obligatorisch.

Der Gruppendrill, so sagen Sie mit Hans-Joachim Maaz, schuf «ichschwache Persönlichkeiten». Die Feindbilderziehung, was bewirkte sie im zivilen Alltag?

Orientierung am Feindbild bedeutete ja: Sollte etwas schieflaufen, sind die da draussen schuld. Unsere eigene Welt ist ideal. Diese Kombination von individueller Verunsicherung und Feindprojektion nebst Schuldzuweisung, Sündenbocksuche – das wirkt bis in die Gegenwart hinein, weil Menschen sich angewöhnt haben, den von draussen Kommenden, den Fremden für Missstände verantwortlich zu machen.

Und in Solingen?

Die Gewalt gegen Ausländer gibt es, wie Ostdeutsche einwenden, ja auch im Westen, Beispiel Solingen.

Es gibt eine Basiserklärung, die für Ost und West gleichermassen gilt: Dass Menschen, die innerfamiliäre Gewalt erfahren, in höherem Masse gefährdet sind, Aggressionsdelikte gegen Sündenböcke zu begehen. Die Reproduktion von Gewalt ist ein ganz wichtiger Ausgangsfaktor: Erst wird man Opfer, dann wird man Täter. Wenn wir die Biographien von Menschen nachzeichnen, die hier im Westen auffällig geworden sind – wir hatten grosse Forschungen dazu, stundenlange biographische Interviews mit rechtsradikalen Gewalttätern im Gefängnis – da zeigt sich als typischer Hintergrund eine Kombination von Faktoren familiärer Instabilität. Fast durchweg gibt

es Gewalt in der Familie, plus der Akzeptanz von Gewalt.

Warum betonen Sie die Akzeptanz?

Der Vater, dem mal die Hand ausrutscht, der aber nachher zum Sohn geht und sagt, es tue ihm leid, – dann hat das keine grossen Konsequenzen, weil ja klar ist, dass Gewalt eigentlich verkehrt ist, es nur mal in Überreizung dazu kommen kann. Solange dieses Verkehrtsein klar ist, ist die innerfamiliäre Gewalt gewissermassen neutralisiert. Aber wenn Gewalt als Form der Konfliktregulierung praktiziert wird, wenn der Sohn erlebt, der Vater prügelt auch die Mutter, oder wenn er erfährt, dass ihn der Vater nach Prügeleien mit Spielkameraden lobt: Junge, das hast du richtig gemacht, so setzt man sich durch bei uns – da schaffte man natürlich Bedingungen.

Wie gesagt, diese Bedingungen gelten für West wie Ost. Nur sind sie im Osten nicht um so vieles häufiger, dass sie auch das Fünffache an ausländerfeindlicher Gewalt erklären könnten. Anknüpfen lässt sich an Theorietraditionen zur Erklärung von Fremdenhass; die Studien zur autoritären Erziehung bieten einen wesentlichen Einstieg. Der «autoritäre Charakter» ist ein feststehender Begriff in der westdeutschen und westeuropäischen Diskussion nach 1945 gewesen – von *Adorno* und anderen geprägt und dann fortgeführt und empirisch belegt. Wir stossen da auf das Grundmuster einer Sozialisation, die das Risiko rechtsradikaler Einstellungen fördert. Und dieses Grundmuster wurde im Osten nun mal tatsächlich häufiger praktiziert.

Dem steht die Proklamation der Völkerfreundschaft entgegen.

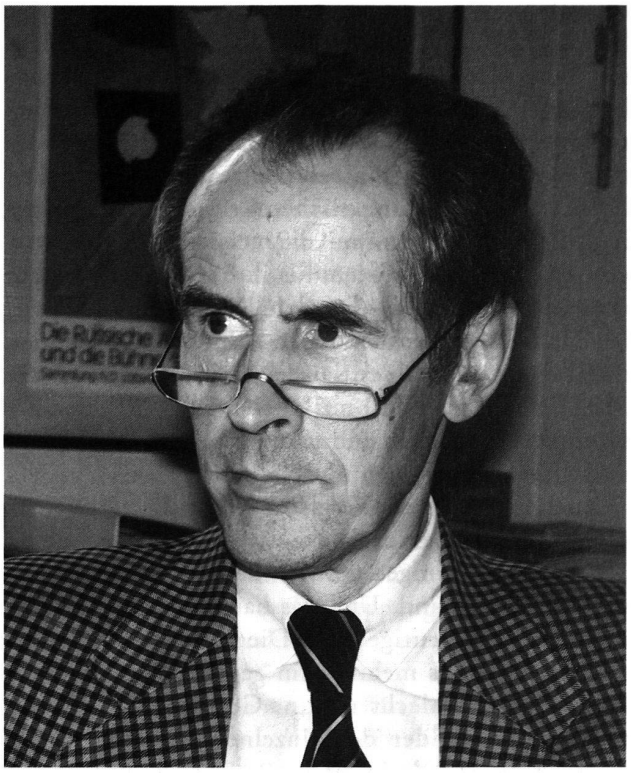
Sicher, verbal war das alles ganz anders. Zum Ausländerhass aufgerufen hat die autoritäre Erziehung nicht. Verbal hat man die Freundschaft mit Russen und Kubanern betont.

Nicht nur verbal. Es lebten zum Beispiel viele Vietnamesen in der DDR. Gäste aus sozialistischen Bruderländern. Auf Fahrten durch Brandenburg 1991 habe ich sie vielfach auf den Wochenmärkten angetroffen, wo sie kleine Verkaufsstände hatten.

Aber in Freiheit waren sie erst ab 1990 zu besichtigen. In der DDR lebten sie kaserniert. Wollte man mit einem Vietnamesen persönlichen Kontakt aufnehmen, hatte man einen Beobachter dabei. Vietnamesinnen durften nicht schwanger werden, dann wurden sie ausgewiesen.

Die Bürgerrechtlerin Freya Klier hat erzählt, es habe Abtreibungszwang gegeben.

Die Vietnamesen lebten unter extremen Rahmenbedingungen. Weitgehend kaserniert waren aber auch die Russen, und selbst die Kubaner konnten sich nicht einfach unters Volk mischen. Der DDR-Bürger hatte wenig Gelegenheit zu persönlichem, freiem Kontakt zu Ausländern. Das trägt ebenfalls



Christian Pfeiffer.
© Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen.

zur Feindseligkeit bei. Es mangelte am Alltagskontakt, um zu erfahren, dass es unter den Ausländern, wie unter den Deutschen, Nette und Blöde gibt.

Ungarn scherte aus

Emanzipierte Ost-Frauen haben den Eindruck, ihnen werde der Vorwurf gemacht, der Berufstätigkeit wegen in ihrer Mutterrolle versagt zu haben. Steckt in den Pfeifferschen Thesen ein Plädoyer für die Rückkehr zum heimischen Herd?

Unsinn. Man kann die Kindererziehung ganz anders organisieren, als die DDR es gemacht hat, und gleichwohl die Berufstätigkeit der Frauen fördern. Dazu braucht man natürlich vorrangig ein breites Angebot von Teilzeitarbeiten und, zweitens, ein breites System von Tagesmüttern. Nehmen Sie Ungarn. Ungarn, und diese empirischen Befunde sind neu, liefert uns faszinierende Einsichten. *Karl Zwiener,* einer der führenden DDR-Wissenschaftler auf diesem Gebiet der Krippen, hat – noch im Auftrag der DDR – den Entwicklungsstand von ungarischen und DDR-Kindern überprüft. Und siehe da: Die Ungarn schnitten bei Tests um Längen besser ab, was freilich damals nicht veröffentlicht werden durfte.

Sind nun die Ungarn klüger geboren? Nein. Die Ungarn hatten schon Anfang der sechziger Jahre durch Kinderärzte und Psychologen festgestellt, dass sich die von der Sowjetunion aufgezwungene ganztägige Erziehung in Krippen und Kindergärten nega-

tiv auf die Entwicklung der Kinder auswirkte, und haben dem Ganzen radikal ein Ende bereitet, indem sie Mitte der sechziger Jahr ein Gesetz erlassen haben, wonach jede Frau das Recht hat, drei Jahre Mutterpause zu nehmen. Das erste Jahr voll bezahlt, das zweite und dritte Jahr bei Hälfte der Bezüge. Die Folge war, dass die ungarischen Krippen weit weniger Zulauf verzeichneten, weil die meisten Mütter es vorgezogen haben zu warten, bis ihre Kinder drei Jahre und damit alt genug für den Kindergarten waren. Man hat aber die vorhandenen Krippenerzieherinnen nicht etwa radikal entlassen, nein, man hat die Möglichkeit genutzt, mit mehr Personal kleinere Gruppen zu betreuen und so die Qualität der Krippen entscheidend zu heben.

Auch hier zeigt der Vergleich leider: Die DDR war der Musterschüler der Sowjetunion und hat deren Vorstellungen umgesetzt wie kein anderes sozialistisches Bruderland. Und das hat seine Fernwirkungen bis in die heutige Zeit. Die Ungarn haben dem Individuum stets mehr Raum gegeben, während die DDR-Bürger schlecht auf eine Gesellschaft vorbereitet wurden, in der der einzelne seine Biographie selbst in die Hand nimmt.

Verwirrte Wessi-Frauen?

Wäre es möglich, dass sich in den neuen Bundesländern die Dinge bereits ändern? Neulich las ich eine Pressemeldung, wonach die heutigen Ost-Mütter besser als die verwirrten narzisstischen Wessi-Frauen in der Lage seien, ihren Kindern sowohl emotionale Wärme zu geben wie auch Grenzen zu setzen.

Das wäre schlicht eine Falschmeldung. Wir haben aus unseren Forschungen zum Ost-West-Vergleich jüngste interne Ergebnisse aus Leipzig. In keiner westdeutschen Grossstadt wurden die Jugendlichen in ihrer Kindheit so schlecht behandelt wie in Leipzig durch die jetzt lebende Elterngeneration. Auf einem Fragebogen mit acht Items wollten wir wissen: Bist du in Deiner Kindheit von Deinen Eltern oft in den Arm genommen worden? Hast Du mit ihnen geschmust? Haben Sie Dich gelobt, wenn Du etwas richtig gemacht hast? Haben Sie sich mit Dir vernünftig und ruhig auseinandergesetzt, wenn etwas schief lief? Und so weiter, Fragen zur emotionalen Dichte der Beziehung und zu Formen körperlicher Züchtigung. In keiner westdeutschen Grossstadt wurde uns so häufig wie in Leipzig von Prügeln und emotionaler Kälte der Eltern berichtet. Es ist eine Katastrophe, und es ist überhaupt nicht zu bezweifeln, dass die Daten sicher sind, denn wir haben zweitausend Jugendliche in Leipzig befragt, unter den gleichen Rahmenbedingungen wie in Stuttgart und sonstwo.

Hat sich mit dem politischen Systemwandel nicht zumindest das staatliche Erziehungssystem liberalisiert?

Die Erzieher, die Eltern und die Pädagogen in den Kindergärten und Schulen, sind doch aber dieselben geblieben. Trotz der Wende. Man konnte die Lehrergeneration nicht einfach auswechseln. Die entscheidende Frage muss deshalb sein: Haben die Erzieher in den Krippen, Kindergärten und Schulen nach der Wende einen radikal anderen Kurs eingeschlagen oder im alten Trott weitergemacht? Hinsichtlich der Eltern, die ja nicht von heute auf morgen ihre Meinungen umstellen können, hat sich der Erziehungsalltag allein durch die Wende nicht geändert; erst schrittweise ist es zu Wandlungen gekommen. Journalisten haben sich ja aufgrund der aktuellen Debatte die Mühe gemacht und Krippen und Kindergärten in Ostberlin und anderen ostdeutschen Städten besucht. Noch heute passieren dieselben Dinge wie 1989. Noch immer kann es Kindern geschehen, dass sie angeblafft werden, wenn sie das Meer grün statt blau malen. Eine Erzieherin, die sich zwar gegen meine Thesen wendet, hat doch eingeräumt, dass es noch immer die alten «DDR-Feldwebel» unter ihren Kollegen gibt. An den Schulen wiederum haben wir eine verunsicherte Generation von Lehrern, die teils als Wendehälse, teils als Unbelehrbare ihre Glaubwürdigkeit eingebüsst haben. Natürlich gibt es unter ihnen erfreuliche Beispiele von engagierten, guten Pädagogen. Aber ich habe Briefe bekommen, in denen mir Eltern, Lehrer, Erzieher schreiben, wie schlimm die Alltagsrealität der pädagogischen Einrichtungen der neuen Bundesländer immer noch sei. Und das ist einer der Hauptgründe, warum ich mich auf diese Debatte einlasse.

In Zentrum der Erregung, die Ihre Thesen ausgelöst haben, steht das Bild des «Töpfens»: Reihen von Kindern in den Krippen, alle gleichzeitig auf dem Töpfchen sitzend, die nicht eher aufstehen durften, als bis sie ihr Geschäft vollbracht hatten. Ist das nicht ein seltsamer Fixpunkt?

Das Bild verdichtet die Zwangssituation und erinnert die Eltern an ihren Beitrag dazu. Versetzen Sie sich in deren Lage: In der DDR wurde richtig Gruppendruck ausgeübt, damit man die Kinder im Alter von zwölf Monaten sauber hatte, weil man der Kindergärtnerin in der Krippe nicht das Wickeln aufbürden konnte. Ich habe es bei Freunden in Ostberlin erlebt. Der Stress war gewaltig: Wie schaffen wir das, die Tochter trocken zu bekommen? Und die sagten mir dann: *«Also ganz so schlimm wie bei unseren Nachbarn ist es ja nicht gelaufen. Geweint hat sie ja schon, aber festgebunden haben wir sie nicht.»* Kein Scherz. Ich habe mir die DDR-Töpfchenliteratur beschafft, wo nachzulesen ist, wie man es mit viel Geduld und gutem Zureden, mit Hartnäckigkeit und stets zur selben Stunde hinbekommt, dass die Kinder möglichst mit zwölf Monaten sauber sind. Das ist ja ein Dressurakt zu einem Zeitpunkt, da man dem Kind noch nichts erklären kann. Eine Abrichtung –

fast hätte ich gesagt: wie bei einem jungen Hund. Für Eltern, die ihr Kind lieben, ist diese Aufbietung aller nonverbalen pädagogischen Zwangsmittel schmerzlich, und insofern verstehe ich, warum meine Gegner immer wieder auf die Töpfchen-Szene zurückkommen und versuchen, durch die Zuspitzung darauf meine Thesen ins Lächerliche zu ziehen.

Der Soziologe Wilhelm Heitmeyer sagt in seinen Forschungen zu Jugendgewalt und Rechtsradikalismus, man müsse den Blick auf die Mitte der Gesellschaft richten. Gewalt nicht als etwas, das an den Rändern der Gesellschaft, von den Underdogs, sondern in ihrem Zentrum produziert wird. Mir scheint, eben das sagen auch Sie.

Absolut. Und darum finden ja meine Aussagen zur Entstehung von Fremdenhass in der DDR so viel empörten Widerhall: weil die Gewalt als «normales» Produkt der normalen Erziehung durch normale Bürger kenntlich wird.

Ideologische Hintergrundsteuerung

Nur eben, dass es diese DDR nicht mehr gibt, was Möglichkeiten schafft, ihren auf die Mitte der Gesellschaft zielenden Thesen auszuweichen: Ostdeutsche entgegnen, es seien die typischen Ausführungen eines Besserwessis; Westdeutsche heben mahnend den Zeigefinger: Seht her, die Ossis, fünfmal so gewalttätig. Beides sind Strategien, um sich nicht angesprochen zu fühlen.

Meine Thesen verschaffen manchem Westdeutschen das Gefühl der Überlegenheit. Sie können missbraucht werden für den Gestus des Kolonialherren, der den Buschleuten im Osten ohnehin ständig erklärt, dass sie als Unternehmer nichts zuwege brächten, und der ihnen nun auch noch ihre verkorkste Kindererziehung vorhält nach dem Motto: kein Wunder, dass die Ossis für die freie Marktwirtschaft so wenig Power haben. *Maaz* etwa befürchtet, dass meine Aussagen dazu beitragen, Arroganz im Westen, Minderwertigkeitsgefühle im Osten und Vorurteile auf beiden Seiten zu zementieren. Da ist was dran. Man kann sich aber nicht über die unterschiedlichen Prägungen der Kinder in Ost und West hinweglügen.

Hinweglügen nicht. Aber warum sollte man sie extra thematisieren?

Weil wir ja erklären müssen, warum viele Menschen im Osten – nicht alle, nicht einmal die Mehrheit – auf fremdländisch wirkende Ausländer mit Unbehagen im Bauch reagieren, fehlgesteuert. Menschen sind doch gewohnt, ihrer inneren Stimme zu trauen. Das Ärgerliche hier aber ist: Wer diese Art von Prägungen erfahren hat, der spürt beim Anblick eines Fremden Bedrohung und Gefahr. Wir stehen also vor der Aufgabe, Menschen von der Falschheit ihrer Intuition zu überzeugen. Und dabei kommt man notwendig darauf zu sprechen, dass es auch anders geht: Dass Menschen, die mit dem Grundgefühl des «ich bin wer, weil ich geliebt werde» aufgewachsen sind, nicht mit spontaner Aversion, sondern neugierig auf Fremde reagieren. Menschen mit einem gelassenen Selbstbewusstsein.

Nun reicht aber das Fehlen dieser Gelassenheit nicht aus, um von der Unsicherheit gegenüber Fremden zur Aggression überzugehen. Auch Armut, sozialer Abstieg allein machen noch keinen Rechtsradikalismus. Eine ideologische Hintergrundsteuerung muss hinzukommen.

Ja, wobei die Druckereien, die den rechtsradikalen Sumpf versorgen, in Westdeutschland sitzen. Im Osten waren zwar die Grundmuster vorhanden. Im Westen hat aber die rechte Szene schnell den fruchtbaren Boden erkannt, der sich ihren Ideologien dort bietet, besonders dann, wenn man dem Bedürfnis nach Gemeinschaft und Gruppengeist eine Heimstatt schafft. Da verzahnt sich West-Ost.

In seinem Vortrag «Erziehung nach Auschwitz» schrieb Adorno: «Man muss die Mechanismen erkennen, die die Menschen so machen, dass sie solcher Taten fähig werden, muss ihnen selbst diese Mechanismen aufzeigen und zu verhindern trachten, dass sie abermals so werden, indem man ein allgemeines Bewusstsein jener Mechanismen erweckt.» Die alte Idee der Aufklärung.

So ist es.

Ihre Erfahrung vor Publikum in ostdeutschen Städten ist ja doch wohl, dass die Aufklärung verweigert wird.

Nicht durchgehend. Zuerst äussert sich eine ungeheure emotionale Wut gegen mich, wo immer ich auftrete. Je länger aber die Abende dauern – in Magdeburg habe ich über drei Stunden debattiert, vor mehr als tausend Zuhörern – desto mehr wagt sich die Zustimmung hervor. Die Wut ebbt ab, die Leute beginnen zuzuhören. Das zweite ist die Unmenge an Briefen, in denen Leute schreiben: Hören Sie ja nicht auf, Ihre Thesen zu vertreten! Es ist wegen der heutigen Kindergeneration so wichtig. Der Mief des Ostens hat sich noch nicht verzogen. Die Erziehung ist nicht so, wie es zu wünschen wäre.

Und das könnte man ändern.

Das könnte man ändern. Die Debatte über Vergangenheit mündet in eine Debatte über Gegenwart. Um so wichtiger, dass wir sie führen.✦

Joachim Güntner, geboren 1960, hat Philosophie, Soziologie und Deutsche Literaturwissenschaft studiert und ist Kulturkorrespondent der «Neuen Zürcher Zeitung» für Deutschland.

Ein Ausschnitt dieses Interviews – knapp ein Drittel – erschien zuerst in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 26. Juli 1999.